

Heimatblätter für den Kr. Neumarkt i. Schl.



J. U. des Kr. Lehrerrats
von Rudolf Smolla,



gesammelt u. herausgeg.
Goldschmieden.



Nr. 8

Deutsch Lissa, im März 1923

Nr. 8

Heimat.

Ich stand auf den Bergen, Sturm in den Felsen,
Ich zog durch die Wälder, den Stab in der Hand —
Tief im Tale riefen die Glocken:
Siehe, dies ist Dein Land!

Ich ging durch die Städte, Staub an den Händen,
Ich sang in den Gassen, schlecht oder gut —
Leise scholl es von Turm und Wänden:
Siehe, hier kreist Dein Blut!

Ich saß mit den Müttern lächelnd am Herde,
Ich küßte die Kinder auf sonnigem Stein —
Immer rauschte die Heimaterde:
Du bist mein! Du bist mein!

Helmuth Richter.

.....

Der Maltfcher Oberhafen.

Von R. Langer, Pastor in Maltfch.

Es ist ein Malabend mit Vollmondschein und Blumenpracht. Durch die offenen Fenster meiner Stube klingt das Trompetenduett zweier Schiffer, die auf dem Deck ihres Rahns im Hafen sitzen. Volkslieder sind es, die sie blasen, Volkslieder vom „guten Mond“ und den „vielen

Sternlein" und Soldatenleder, wie sie einst im Felde erklangen — an Ruhetagen. Wer weiß, woher der Kahn heute kam — von Hamburg herauf mit Mais beladen aus Amerika? — von Stettin mit Erzen aus Schweden? Oder kamen sie leer hinter dem Schleppdampfer her und warfen hier das Seil ab und stakten langsam in den Hasen, um morgen hier Säcke voll Rohrzucker einzunehmen für die Tangermünder Raffinerie oder vielleicht Kohle für die Berliner Elektrizitätswerke? Wie reich ist ein Schifferleben an Eindrücken, so eintönig es dem Fernstehenden erscheint! Wieviel Dörfer und Städte gleiten tagsüber am Auge des Schiffers vorbei; grünende Wälder und blühende Wiesen! Leise und still tragen die langsamen Wasser das Fahrzeug durch Brücken und Schleusen. Tagesarbeit — steuern und messen, säubern und streichen oder laden und tragen, anziehen und wetterrücken — Abends ein Lied zur Trompete, oder vielleicht auch auf dem „Schifferklavier“, der Harmonika, oder ein Gang durchs fremde Dorf, die weite Großstadt! Heute in Breslau, morgen in Glogau, bald in Malisch, bald in Hamburg. Da liegt man neben anderen Ockerkähnen und begrüßt bekannte Schiffergesichter mit verwetterten Zügen und der kurzen Pfeife im Mund. Hier liegt der Kahn wie eine Ruhschale zwischen Ozeanriesen und wartet, bis die Kräne in Tätigkeit treten und Ballen um Ballen in die Ruhschale niederlassen. Im Frühjahr, Sommer und Herbst unterwegs, im Winter im Heimathafen. Wie reich an Eindrücken ist so ein Schifferleben! Wer wird vom Winter reden, wenn der Vollmond im Mai leuchtet und die Arbeit drängt!

Morgen früh um 6 geht's los. Dann kommt der Kutscher mit seinem alten Köhlein zur Kohlenkippe gezogen. Es kennt den Weg schon, ist ihn 1000 mal gegangen. Der Frühzug hat 20, 30 Güterwagen gebracht aus dem Waldenburger Kohlengebiet. Sie stehen auf dem Gleise. Neben dem ersten bleibt das Köhlein stehen, der alte Kutscher hakt das Ziehseil an dem schweren Wagen ein. Er hilft mit einer Brechstange unter einem Rade nach, das Pferd gibt all seine Kraft her; die Lore kommt langsam ins Rollen. An der Drehscheibe bleibt es von selbst stehen. Vier Männer drehen den Wagen im rechten Winkel. Noch ein fester Zug des treuen Tieres, und der Wagen läuft langsam auf die Kohlenkippe. Er wird durch einen Druck befestigt, die Stirnwand wird mit ein paar Hammerschlägen geöffnet, das Pferd ist zurückgeführt, und nun kippt sich langsam durch eine Hebelvorrichtung der ganze, schwere 20-Tonnenwagen samt den Gleisen nach vorn im Winkel von 45 Grad. Mit Polstern und Lärmen rutscht die ganze Kohlenmasse langsam in einen eisernen Trichter und aus dem Trichter in den darunter stehenden Kahn. Wenige Minuten wibbelt der Kohlenstaub auf, dann kippt die Vorrichtung zurück, der Wagen ist leer und geht über die Drehscheibe auf ein anderes Gleis. Sollte die Kohle naß sein oder angefroren, dann helfen die schwarz verstaubten Männer auf der Kippe mit langen Schaufeln

nach. — Die Rippe kann mit 5 Mann und dem Rangierpferd in 8 Stunden bis zu 800 Tonnen verladen. Bei Einrichtung von 2 Kolonnen und 2 Schichten, also während 16 Stunden, vermittelt sie bis zu 1500 Tonnen-30 000 Zentnern an einem Tage. Man rechnet im Durchschnitt 300 Zentner auf einen Eisenbahnwagen. So werden also im besten Falle an 100 Güterwagen voll Kohle durch die Rippe auf die Rähne verladen. Nehmen wir im Mittel etwa 10 000 Zentner als Ladegewicht für einen Oberkahn bei günstigem Wasserstand, so können täglich bei Höchstleistung 3 Rähne beladen werden. Was bedeutet das bei unserem Kohlenmangel auf der Eisenbahn, wenn täglich 100 Wagen nicht den weiten Weg bis Hamburg oder Stettin machen müssen, sondern sofort zur Grube für neue Beladung zurückgehen und zwar auf dem kürzesten Wege, in direkter Bahnverbindung über Striegau. Wieviel Millionen Zentner von Kohlen sind diesen Weg gegangen aus dem Waldenburger Bergland nach dem Maltscher Oberhafen, seitdem im Jahre 1890 der Bau der Bahn Striegau-Maltsch angeordnet worden war.

Wenn man nur Zucker, Getreide, Mehl auch so schnell verladen könnte! Aber dafür gibts keine Rippe. 5 Kutschen sind an den beiden Hafenseiten eingebaut, 5 blanke, breite Bretter mit schmalen Seitenwänden. Eisenbügel überspannen sie und halten bei schlechtem Wetter die wasserdichten Plauen. Ein Verbindungsbrett wird zum gedeckten Waggon hinübergeschoben, und dann schiebt ein Mann und eine Frau Sack auf Sack voll Mehl, Rohzucker, Getreide, Delsaaten in die Kutsche und langsam gleiten die Säcke hinunter zum Kahn. Vier starke Arme fangen sie auf und stapeln sie im Innern des verdeckten Kahns. Je nach dem Befund der Güter können in 8 Stunden an einer Kutsche 80–100 Tonnen eingeladen werden. Erfolgt die Verladung nicht in Säcken, sondern lose, so kommt noch eine Hilfskraft zum Ausschneiden der Säcke hinzu. Nun geht die Ware aber oft auch den umgekehrten Weg, aus dem Kahn in den Güterwagen. Vorläufig sind noch zwei Handkräne im Betrieb, welche täglich etwa 1000 Zentner in ihren Schalen und Förderkästen in die Höhe heben, sei es Mats oder Brantsteine oder anderes Handelsgut. Vorausichtlich wird bald die elektrische Kraft die Menschenkraft entbehrlich machen und eine weit größere Arbeit (etwa dreimal soviel) im Ladendienst leisten.

Als nach dem Kriege sehr viel ausländisches Getreide nach Schlessen kam und z. T. in Maltsch „umgeschlagen“ wurde — für die Glatzer Gegend oder das Waldenburger Industriegebiet — zeigte sich die Notwendigkeit der elektrischen Hebevorrichtung. Es mußten vorübergehend 3 bis 4 Austragsstellen eingerichtet werden, um durch Abtragen auf dem Rücken von Männern die Ladungen lösch zu können.

1922 ist die im Kriege erbaute Steinkippe in Gebrauch genommen worden, welche ähnlich wie die beschriebene Kohlenkippe Brantsteine zum

Ausbau der Ober, besonders der Bühnenköpfe, verläßt. Die Oberstrombauverwaltung hofft täglich bis 500 Tonnen mit ihr auf Rähne und Kräne verfrachten zu können.

Wie nüchtern das alles klingt! Wie ganz anders die Wirklichkeit an Tagen des Vollbetriebes, wenn die Ketten rasseln, die Hände sich regen, wenn vom nahen Strom herüber die Dampfer heulen, wenn die Tauben zwischen den Gleisen emsig die verstreuten Weizenkörner ausspicken! Kleine Handkähne gehen hin und her, bringen Schifferfrauen, die im Dorfe einkaufen. Die Türen der Lagerhäuser rollen auf, Beamte und Lehrlinge der Speditionsfirma G. L. Töpffer's Söhne oder der Hanfa gehen und kommen, bringen Frachtbriefe, verhandeln mit Schiffern. Die Männen vom Runkler See gleiten mit leichtem Flug und heiserem Schrei an dem Bild des Schaffens und Lebens vorbei.

Es hat mancherlei Kämpfe gekostet, ehe der Matlsruher Hafen fertig wurde, Kämpfe mit Menschen, mit der Erde, dem Wasser. Die einen wollten ihn im Westen des Ortes, mehr am Odknie haben, damit er leichter vom Strom aus für Schiffe zu erreichen wäre, die anderen mehr im Osten, damit er dem Mittelpunkt des Dorfes näher liege. Der letztere Plan ging durch. Im Jahre 1896/97 arbeiteten einheimische Kräfte und Polen und Italiener an der Hasenonlage. Es galt das Neumarkter Wasser umzuleiten, einen Teil der „Baterlache“ zuzuschütten, um eine Zufahrtsstraße zu gewinnen. Es hieß mit Baggern das Bett vertiefen, uralte, schwarze Wassereichen heben, feste Böschungen mauern, starke Pfähle einrammen, ein Anschlußgleis zum Bahnhof bauen, Lagerhäuser errichten. — Aus der Vogelschau gesehen, bildet das Festland des Hafens eine Halbinsel von Osten nach Westen. Süden, Westen und Nordseite sind vom Wasser umspült, nur die Ostseite hat Zugang vom Lande. Der Eingang von der Wasserseite, also von der Ober her, biegt rechtwinklig bei der Fähre ab, verläuft zunächst nach Süden und dann auf beiden Seiten nach Westen, sodaß der eigentliche Hafen also gegen die Stromrichtung sich erstreckt.

Im Winter, wenn bei Beginn des Frostweilers das erste Treibeis kommt und die „Brieger Wänse“ auf dem Strome schwimmen, dann flüchtet mancher Schleppdampfer und Kahn in den sicheren Hafen, den die treibenden Schollen nicht erreichen. Dann liegen die Rähne dicht nebeneinander, als wollten sie sich gegenseitig wärmen. Teils stehen sie leer, teils dienen sie als Lagerraum. Hier und da wohnt noch eine Schifferfamilie im Winterquartier droben. Blaue Rauchwölkchen steigen aus dem schmalen Schornstein, und wir fahren mit unseren Schlittschuhen an den Rähnen vorbei und grüßen das lachende Schifferkind, das vorsichtig den Kopf aus der engen Tür steckt. Aber wer wird an den Winter denken, wenn Mai ist und der Vollmond scheint und die beiden Trompeten ein altes Volkslied blasen.

Wie sind die Kreise entstanden, in welche Schlesien eingeteilt wird?

Von Lehrer D. Brettschneider, Schläupe.

Noch keinem schlesischen Geographen, Chronisten oder Geschichtsforscher ist es gelungen, den Ursprung der Kreiseinteilung völlig klar zu machen. Die Ausmessung und Bestimmung der Kreisgrenzen Schlesiens geht weit über die Zeiten hinaus, von denen wir schriftliche Nachrichten haben. Die älteste Urkunde, welche von einer Einteilung Schlesiens redet, ist ein Brief Kaiser Heinrichs II. vom Jahre 1086. Darin werden folgende Gegenden genannt:

Chrobati et altera Chrobati, d. i. Klein Polen und Oberschlesien
Slenzane: die Gegend um den Zobten und Breslau

Boborane: die Gegend am Bober

Treboware (Holzland): die Gegend um Kohnau und Klitschdorf

Diedeli: das Land vom Bober bis Blogau.

Die Wenden teilten das Land in größere Kreise und diese wieder in kleinere, die man „Supanien“ nannte. An ihrer Spitze standen die „Supane“. Sie hatten ein Schloß, zu diesem gehörte ein gewisser Umkreis, in welchem sie die Gerichtsbarkeit ausübten. Das Schloß samt dem Umkreis hieß eine „Castellanei“. Solche Schloßer waren in Breslau, Bunzlau, Steinau, Blegnit, Leuthen und an anderen Orten. Dann wurde das deutsche Recht eingeführt. In jeder Stadt war nun ein Erbrichter, für das zur Stadt gehörige Land ein Landrichter oder Landvogt, sein Machtgebiet nannte man das Weichbild. Soviele Städte damals, soviel Kreise gab es, z. B. Witzig, Herrnsstadt, Auras, Zobten waren auch Kreisstädte. Die Gerichtsverfassung erzeugte also die Kreise. Es ist noch ein Dokument vorhanden, in dem Herzog Heinrich IV. bestimmte, was zum Gubrauer Kreis gehören sollte. Auch heißt es darin: „Alle genannten Orte sollen sich zum Markte und zum Gericht nach Gubrau halten.“

Später wurden auch andere Städte gegründet, die zwar eigenes Recht hatten, aber nicht Sitz eines Kreisgerichts oder einer sogenannten Landvogtei waren, sie hießen in Dokumenten nur Märkte, die andern aber nannten sich Weichbildstädte (niedersächsisch wich: die Stadt, bild: das Recht).

In dieser Verfassung fand Friedrich der Große Schlesien im Jahre 1740 vor. Er legte die alten Einteilungen den neuen Einrichtungen zu

Grunde. Die Grenzen wurden genauer bestimmt; wo die vorhandenen Kreise zu klein waren, wurden 2 oder 3 Berichtskreise zusammengezogen. Es kam dabei auch zu Grenzstreitigkeiten. Die Urkunden über diese Vorgänge fehlen meistens völlig.

In jedem Kreise, der groß genug war, wurde ein Landrat als beständiger Kommissar der Kriegs- und Domänenkammer ernannt.



Der Kreis Neumarkt im Dreißigjährigen Kriege.

Von Lehrer Moschner-Dr. Peterwih.

1. Die Kaiserlichen im Kreise Neumarkt.

Der Kreis Neumarkt hat im Dreißigjährigen Kriege schwere Zeiten erlebt. Als er ausbrach, kamen in die Stadt Neumarkt kaiserliche Offiziere, um hier Truppen anzuwerben. Neumarkt wurde ein Werbepfah. Die Stadt mußte die Ausrüstung der neuen Soldaten bezahlen und sie verpflegen. Als ihre Zahl voll war, zogen sie fort. Bald kamen die ersten Regimenter, die gegen den Feind marschierten. Sie nahmen hier Quartier. Jeder Ort war voll. Nach ihnen kamen andere. Bald blieben sie nur einige Tage hier, bald Monate lang. So ging es während des ganzen Krieges. Diese durchziehenden Truppen haben viel Elend in den Kreis Neumarkt gebracht. Unter ihnen gab es viele schlechte Menschen, sie waren oft so schlimm wie Räuber. Sie mußten umsonst verpflegt werden. Den Leuten nahmen sie das Geld weg. Mancher hatte es gut versteckt, Der wurde nun so lange gequält und oft sogar geschlagen, bis er es herbeiholte und ihnen gab. Zogen sie weiter, so stahlen sie Futter und Mehl, fingen die Röhre und Pferde auf der Weide ein und trieben sie mit sich fort. Sie marschierten über die Felder, ganz gleich, ob auf ihnen junge Saat stand oder reifes Getreide. Die Gemeinden hatten hohe Kriegssteuern zu zahlen. Oft forderten auch die abziehenden Truppen große Geldsummen für sich. Die Gemeinden waren bald arm. Sie mußten sich Geld bergen und gerieten in Schulden. Konnte ein Ort nicht bezahlen, so kam es vor, daß er angezündet wurde und abbrannte. Das Geld wurde rar. Man machte neue Geldmünzen, die aus schlechterem Metall waren und darum auch weniger Wert hatten. Deshalb kam bald eine große Steuerung über das ganze Land. Manche Soldaten waren von ansteckenden Krankheiten befallen, die sich

dann in der Gegend verbreiteten. So kam die Pest in den Kreis Neumarkt. In der Stadt Neumarkt sind von Johanni bis Martini 1633 über 1400 Menschen an dieser Seuche gestorben. Dieses Elend nahm den Leuten alle Freude. Viele verließen Haus und Hof, zogen hinaus in die Welt, um eine ruhigere Gegend zu suchen.

2. Die Feinde im Kreise Neumarkt.

Noch schlimmer wurden die Leiden, als die Feinde in den Kreis Neumarkt eindrangen. Als sie vor die Stadt Neumarkt kamen, waren die Stadttore verschlossen. Die kleine Besatzung und die Bürger wehrten den Sturm der Feinde ab. Diese zogen weiter, plünderten und raubten. Sie forderten ebenfalls Kriegssteuern. Die Drischasten, welche sie nicht bezahlen konnten, wurden niedergebrannt. Die Feinde kamen wieder, stärker als das erste Mal. Sie beschossen die Stadt Neumarkt mit ihren Kanonen und eroberten sie. Die Feinde durchsuchten jedes Haus und nahmen, was sie fanden. Viele Bauern aus den umliegenden Dörfern waren mit ihrem Vieh und ihrem Getreide in die Stadt geflüchtet; auch ihnen wurde alles weggenommen. Nun sollte die Stadt noch eine hohe Geldsumme bezahlen. Sie konnte es nicht. Darum nahmen die Feinde einige angesehenere Ratsleute gefangen, fesselten sie in Eisenketten und führten sie mit sich fort. Sie sollten erst dann wieder freigelassen werden, wenn die Stadt das verlangte Geld bezahlt hätte. Das ist ihr nicht möglich gewesen. Einige von diesen Geiseln starben unterwegs. Nur wenigen gelang es zu entfliehen und in ihre Heimat zurückzukehren. Viele Leute hatten ihre wertvollsten Sachen auf Wagen geladen, als sie hörten, daß die Feinde kämen, um vor ihnen nach Breslau zu entfliehen. Unterwegs holten sie die Feinde ein und nahmen ihnen alles weg.

3. Der Friede.

Nach dreißigjährigen Leiden läuteten die Glocken in Dorf und Stadt. Es war Friede. Am Sonntag darauf wurde in Neumarkt ein Dank- und Friedensfest gefeiert. Wohl war der Kampf zu Ende, aber das Elend blieb. Noch lange hausten Soldaten im Lande. Der größte Teil der Häuser lag in Schutt und Asche. Viele standen leer und waren verfallen. Die schadhafsten Häuser konnte man nur notdürftig ausbessern, denn es fehlte an allem. Zum Dachdecken wurde nur noch Stroh genommen. Manche Orte sind nie wieder aufgebaut worden. Ihre Namen sind vergessen. Heut ist dort Feld, wo vor 300 Jahren ein blühendes Dorf stand. Ganze Familien waren an der Pest gestorben, andere ausgewandert. Die Stadt Neumarkt zählte vor dem Kriege über 1000 Bürger, jetzt waren nur noch 40 da. Die wenigen sollten die großen Schulden bezahlen, die im Kriege entstanden waren.

Nimkauer Sagen.

Gesammelt von Paul Langer, Lehrer in Nimkau.

Wie wohl in einer jeden, seit Generationen von Menschen bewohnten Siedlung, haben sich auch im lieben Nimkau um bestimmte Ortschaften und historische Begebenheiten im Volke Sagen und legendäre Erzählungen gewoben. An langen Winterabenden werden sie im trauten Freundeskreis am lustig knisternden Ofen, beim „geistvoll-einsförmigen“ Federnschleifen oder am gemüthlichen Stammtisch von den „alten Semestern“, biederen, bejahrten Männlein und Weiblein der staunend aufhorchenden Jugend erzählt und von dieser den begierig lauschenden Kindern freudig weitergegeben und also fortgeerbt.

Gleichen nicht die bei Jung und Alt noch heut lebenden Sagen und Hörtörchen lustig plätschernden Wässerlein, entsprungenen, uralten Quellen aus Ahnvätertagen, einmündend in das erfrischend, uns all' umfangende, rauschende Meer unserer Heimat- und Volksagen? Sind sie nicht kostbar genug, allerorten gesucht, gesammelt und ausgezeichnet zu werden als leuchtende Denkmäler vergangener Zeiten und teure Erbstücke unserer Vorfahren? Dichtung und Wahrheit, Sage und Historie unseres lieben Nimke, aus Großeltern, Eltern- und Kindesmund geplaudert, hier sei's kurz erzählt!

Nimkau, früher Nimkinne, Nimbke, Nimke geheissen, war ehemals Sitz einer katholischen Ordensbrüderschaft, der „Gesellschaft Jesu“, die ihren Stammsitz im Breslauer Jesuitenkloster, den heutigen Gebäuden der Universität und der Matthiaskirche, hatte. Das Nimkauer Herrenhaus der Staatsdomäne mit dem Wirtschaftshof war ehemals burgartig ausgebaut und besetzt mit Mauern, Thürmen und Wallgräben umgeben. Heu! noch ist ein unterirdischer Gang vorhanden, den die Mönche selbst angelegt haben sollen, um in gefahrloosen Zeiten bei räuberischen Ueberfällen und Belagerungen ungeesehen entweichen zu können. Der Gang beginnt in den Kellern des Dominiums und führt südwärts unter der Dorfstraße entlang zur Kirche, von da weiter unter dem Oberdorfe und den Bahngleisen zum bewaldeten, weithin sichtbaren Galgenberg, der auf Landkarten als Ausblickspunkt mit dem Namen „Lüttwikhöhe“ bezeichnet ist. Der Eingang in den Gang ist noch vorhanden, das Innere soll verschüttet sein. Als man vor Jahren den Gang zu erforschen versuchte, sind Lichter und Laternen von einem unheimlich starken Windstoß erlösch und nicht mehr zum Entzünden gebracht worden. Von Moder- und Totengeruch umfungen und grinsend weißen Totenschädeln angestarrt, haben die forschenden Eindringlinge voll Entsetzen den unheilvollen Gang verlassen — Der Galgenberg soll seinen Namen erhalten haben von einem früher auf seinem Gipfel errichteten Galgengerüst, an dem die Verbrecher in Begleitung des empörrten Volkes der strafenden Gerechtigkeit

überantwortet wurden. Auf dem südlich sich anlehnenen Weinberge haben die regsamen Mönche Weinbau betrieben, ohne wohl aber damit nennenswerte Erfolge erzielt zu haben. Nach einer anderen Quelle berichtet, sollen die Mönche nach dem Weinberg Bußprozessionen unternommen und ihre und der Mitmenschen Sünden dort „beweint“ haben.

Am Bahnübergang, dem Standort des neu errichteten Kriegerdenkmals, befand sich bis vor kurzem die sogenannte Sühnekapelle mit dem Bilde Jesu, des guten Hirten. An ihre Errichtung knüpft sich folgende Erzählung: In einem Krieger, wahrscheinlich dem siebenjährigen, war Rimkau von einer russischen Heeresabteilung befehlt. Der in Kisten und Koffern verpackte Kriegsschatz der Russen wurde in einem Zelt aufbewahrt, das sich an der Stelle befand, wo jetzt das Denkmal steht. In einer bitterkalten Winter- nacht hielten zwei russische Soldaten vor dem Zelte Wacht. Um sich selbst anzuwärmen und dem frierenden Kameraden etwas vom belebenden, wohlthätig wärmenden „Wuttiki“ zu holen, verließ der eine Muschik seinen Posten und trottete in den hinter der Kirche gelegenen Kreisdam. Dort geriet er in die heitere Gesellschaft froher Zecher, die ihn seinen Posten und den wartenden Kameraden vergessen machte und in selbsterleuchteter Laune alle Pflichten und harten Kriegsgesetze verachten ließ. Währenddessen hatten den anderen Posten am Zelt Kälte und Müdigkeit übermannt. Er schlief fest ein und erwachte erst beim dämmernden Morgenlicht, um mit starrem Entsetzen zu gewahren, daß das Zelt in Unordnung geraten und der wertvolle Schatz gestohlen war. Als am Morgen der Diebstahl dem russischen Hauptmann bekannt wurde, verlangte er die Wiederbeschaffung des Goldes bis zur Mittagsstunde. Alles Suchen und Forschen bei der Einwohnerschaft und den feinquartierten Soldaten blieb aber erfolglos; sogar Androhung sofortiger Gefangennahme und grausamer Todesstrafe einiger einflußreicher Gemeinbemitglieder brachte baß verlorene Gut nicht zum Vorschein. Da wurden am Nachmittag vor dem Zelt zwei Pfähle eingerammt. Das geängstigte Volk erwartete in bangender Qual die kommenden Ereignisse. Dumpfer Trommelwirbel ertönte, als die beiden Wachtposten aneinandergebunden und gefesselt, halb nackt zum Richtplatz getrieben wurden. Vor versammelter Mannschaft wurden beide entkleidet, an die Pfähle gebunden und mit tierischer Grausamkeit zu Tode gepeitscht. Nach vielen Jahren gestand ein Rimkauer Einwohner auf dem Sterbebette, daß er der Dieb des Kriegsschatzes gewesen sei. Er erzählte, daß ihm das unrechte Gut nur Unglück gebracht hätte, bereute seine Sündhaftigkeit und bestimmte, daß aus dem Erlös seiner Habseeligkeiten an der Stelle des Diebstahls und Gerichtes eine Sühnekapelle errichtet werden sollte.

Auch einige Weßler- und Spuckgeschichten zum Gruseligmachen leben hier noch weiter fort. Im Unterdorfe liegt an der Straßenbiegung vor dem Domintum der sogenannte „Goldgarten“. Schauernd erzählen sich

die Kinder die Mär von der alten Sau, die mit aufgerissenen Rücken, von zwölf Ferkeln begleitet, in den zwölf heiligen Nächten zwischen Weihnachten und dem Feste hl. drei Könige (6. Januar) hirt „umgeht“. Sie ängstigt Vorübergehende durch ihre Wildheit und ihr widerliches Brunzen, ohne jedoch jemanden anzufallen. Leute, die aber vor Ablauf von drei Tagen über diese Erscheinung berichten, sollen einen riesig dicken Kopf bekommen haben, einige sogar ernstlich erkrankt sein.

Am Ende des Goldgartens führt die Straße über eine kleine Brücke, die „Geisterbrücke“. Dort sollen allerlei „böse Geister“ gebannt sein und in wunderlichen Erscheinungen und Tiergestalten zur Mitternachtsstunde den Vorübergehenden Beklemmung und Angst einflößen. Ein großer, böser Hund mit feurigen Augen, der den Menschen, wenn sie nicht in den Fahrgeleisen gehen, hinterrücks „aufhuckt“, soll dort sein Unwesen treiben.

In einem Bodenraum des Schlosses soll eine Kiste mit einem atabasterweißen, steingleichen Totenschädel aufbewahrt sein, der von einem früheren Besitzer stammt. Ein späterer Gutsherr schenkte den Schädel seiner seltsamen Form und des eigenartigen Aussehens wegen einem Breslauer Museum. Seit jenem Zeitpunkte soll der Geist des Verstorbenen keine Ruhe mehr gehabt, sich unheimlich laut durch Klopfen, Werfen und Trampeln bemerkbar gemacht und die Bewohner in Schrecken versetzt haben. Um den friedlosen Geist zu bannen, ließ der damalige Besitzer den Schädel wieder an seinen alten Ort bringen, und seitdem hat man nie mehr etwas Gespenstisches im Schlosse wahrgenommen.

Auf dem Wege nach Bloßkau, eine beträchtliche Strecke hinter den am Wegkreuz stehenden Wegtaseln, befindet sich westlich das „Kreuzloch“. Hier soll früher eine Kirche gestanden haben, die in Schlamm und Morast versunken ist. Später soll an derselben Stelle ein Brautwagen mit dem Brautpaar, dem Kutscher und den Pferden vereschwunden sein. Zur Erinnerung an diese Unglücksfälle, wohl auch zur Austreibung der dort ihr Unwesen treibenden, bösen Geister, ist dort ein Kreuz aufgestellt worden.

Westlich des Dominiums, am Acherrande entlang, erstreckt sich das „Frau Holle Büschel“. Hier hat die wundertätige Göttin ihren Ruheplatz auf einer Rasenbank. Ein alter Erdaufwurf verbirgt den Eingang zu ihrem unterirdischen Reich, aus dem heroor sie segenspendend den Rundgang über die umliegenden Gesilde antritt.

Auf dem Feldwege von Belkau nach Leonhardwitz, am Eingange des Gutsforstes, schillert giftgrün, von Sumpf und Wasserpflanzen, regungslos, stumm bedeckt, eine träge Pfütze, die „Brautlache“. Nichts ringsum verrät die graufige Tragödie, die sich hier einstmals abgespielt haben soll.

*) Vergleiche „Das Brautloch bei Oberstephansdorf“.

Ein Brautpaar aus Leonhardwitz fährt im Galawagen zur Trauung in die Belkauer Kirche. Die Braut, stolz, puffsüchtig, auf Tand und Geld erpicht, hat dem älteren Bräutigam nur Liebe geheuchelt, um sich in den Besitz seines Gutes und Vermögens zu setzen. Sie will den Ehegemahl heimlich durch Gift beseitigen und dann ihrem Geliebten sich antrauen lassen. Ihr bezauberndes Außere mit den bestirkenden Blicken verrät dem ahnungslos neben ihr Sitzenden nichts von den satanischen Gedanken, die ihm schon jetzt grausamen Tod bereiten. Da — ein Ausbäumen der Pferde — ein Sprung nach links — Krachen — gellende Schreie. Den steilen Abhang hinabgefaust, wälzt sich das Fuhrwerk in schlammiger Pfütze und versinkt. Ein kühner Sprung rettet Bräutigam und Kutscher vor dem ekelhaften Tode. Die Braut aber, durch den langen Schleier und die üppig wallenden Haare in des Wagens Fleche und Speichen unlösbar verstrickt, verschwindet in gurgelnder Tiefe.



Die Lüttwizhöhe bei Nimkau.

Die Lüttwizhöhe ist die höchste Erhebung eines bewaldeten Hügelstockes, der sich auf Neumarkt zu hinzieht. Mit 163 Meter Höhe erhebt sie sich etwa 60 Meter über die angrenzende Nimkauer Heide, über die sie einen allerdings infolge hoher Bäume nur beschränkten Ausblick nach der Ober zu bietet. Den Weg nach der Lüttwizhöhe wie durch das ganze Waldgebiet will der Breslauer Verschönerungsverein markieren lassen. Er führt von Bahnhof Nimkau zunächst auf der Chaussee nach Rablau zu. Am Waldrande zweigt ein glatter Pfad steil bergauf ab. Auf der Höhe steht ein Erinnerungsstein an Kaiser Wilhelm I., der von hier aus das Kaisermanöver im Jahre 1866 überblickt hat. Der Waldpfad mündet in einen Fahrweg, der durch hohen Kiefernforst führt. Links seitwärts von diesem Wege leuchtet zwischen den braunen Stämmen des Waldes der grüne rasenbewachsene Ke gel der Lüttwizhöhe hindurch. Hier beabsichtigt der Verschönerungsverein einen schmalen Fußweg nach der Höhe anzulegen. Von der Höhe blickt man wie durch ein großes Fenster aus der Waldumrahmung auf die tief unten liegende grüne Nimkauer Heide.

Südblich der Lüttwizhöhe zieht sich ein anmutiges, muldenartiges Waldtal hin, jenseit dessen sich der Galgenberg etwa ebenso hoch wie die Lüttwizhöhe erhebt. Auch nach dem Galgenberge beabsichtigt der Verschönerungsverein einen schmalen Steg anzulegen. Vom Galgenberge, der dicht bewaldet ist, würde man bei geringer Freilegung einen hübschen Ausblick nach der alten, mauerbefestigten Kirche des Dorfes Vorne haben, von dem Friedrich der

Große am 5. Dezember 1757 seinen berühmten Aufmarsch zur Schlacht bei Leuthen begann. Südlich des Waigenberges führt ein breiter, aber schöner Waldweg an niedrigen Höhenzügen entlang auf Göbel zu, das der Mittelpunkt des Waldstockes ist. Seitwärts zweigt ein Weg über die Höhen nach Neudörfel ab, dessen Häuser am Waldesfaum liegen und wo man eine Erfrischung zu sich nehmen kann. Der Weg nach Göbel führt bald in schönen Mischwald mit Ausblicken nach Waldniederungen.

Von Göbel geht ein versteckter Fußpfad durch einen Lärchenhain nordwärts in die Niederung an der Bahnlinie. Hier liegt an einem kleinen Teich im Gebüsch versteckt und von sumpfigem Wallgraben umsäumt, ein Sagengrab. Der Sage nach war dort ein Ritter in silberner Rüstung begraben. Diebe erbrachen das Grab und stahlen die Rüstung, sollen aber ihres unheimlichen Raubes nicht froh gewesen sein. Tatsächlich sieht man in dem niedrigen Hügel, der vielleicht ein Hünengrab ist, Spuren gewaltsamen Eindringens. Von diesem interessanten Punkt kommt man über Göbel nach den Torfhäusern, eine Ansiedlung schindelgedeckter Häuschen inmitten karger Waldgegend. Ihre Bezeichnung hat die Ansiedlung banach, daß hier auch heute noch Torf im nahen Bruch und Wald gestochen wird. In den schwärzlichen Torfgruben schillert das Moorwasser in bunten Farben. Von den Torfhäusern führt ein Weg durch lichten Birkenwald auf Bruch Bisdorf zulezt am Bahndamm entlang hin zur Station Bruch Bisdorf, wo die Gaststube des Wirtshauses zugleich Eisenbahnnamtslokal mit Fahrkartenschalter ist. Dicht bei Bruch erhebt sich eine grüne Höhe, von der man einen schönen Blick nach der Lüttrichhöhe, über den Bruch und seine Birkenwälder hat.



Das Minoriten-Kloster in Neumarkt.

Von Unter-Tertianer Erich Gnichwig-Neumarkt.

Das Minoriten-Kloster in Neumarkt, an der Stadtmauer gelegen, gehört zu den ältesten Stiftungen Schlesiens. Der Ueberlieferung nach soll es ursprünglich ums Jahr 1212 von der hl. Hedwig gestiftet worden sein, weil sie um diese Zeit oft auf der alten Burg zu Neumarkt gewesen war. Das älteste Dokument ist ein Schenkungsbrief von 1331, worin Joachim Radeck, Erbherr auf Raschdorf, dem Kloster das sogenannte Mönchswäldchen schenkte. Bei der Plünderung der Stadt durch die Hussiten (1427) wurde auch das Kloster arg verwüstet. Im Jahre 1507 wütete die Pest in der Stadt und Umgegend, und die Mönche sahen sich gezwungen, ihren Wohnsitz zu verlassen, da sie keinen hinreichenden Lebensunterhalt fanden. Sie übergaben das

Kloster mit allem Zubehör dem Magistrat zur freien Disposition. Dieser nahm nun alles Besitztum der Mönche, worunter sich auch Acker und andere Grundstücke befanden, verkaufte einen Teil davon und handelte mit dem übrigen nach Willkür. Das Kloster wurde in ein Hospital verwandelt und die wenigen Einkünfte derselben zur Verpflegung von Armen und Kranken verwendet. Als Luthers Lehre in Neumarkt Eingang fand, wurde den Bekennern derselben die Klosterkirche zum Gottesdienst überlassen. (1527) Sie bedienten sich derselben bis zum Jahre 1540, wo der Magistrat das Patronat der heutigen evangelischen Stadtpfarrkirche an sich brachte und dorthin den Gottesdienst verlegte. Die Klosterkirche ließ man jedoch nicht umsonst dastehen. Sie wurde im Jahre 1595 renoviert, und an Feiertagen wurde darin gepredigt. Auch schaffte man eine Glocke für das Kloster an (1620). Am 4. September 1623 stürzte bei einem ungeheueren Sturme der steinerne Giebel ein und zertrümmerte Dach, Gewölbe und Gestühl. Nach 6 Jahren war die Klosterkirche wiederhergestellt. Da meldete sich der Guardian der Minoriten zu St. Dorothea in Breslau und machte Ansprüche auf das Kloster. Bei dem hierdurch entstandenen Streit wurde der Guardian mit seiner Forderung abgewiesen. Von 1634 - 1645 diente die Klosterkirche abermals dem evangelischen Gottesdienst, da die Pfarrkirche durch Feuer bedeutenden Schaden erlitten hatte. Im Jahre 1654 verlangten die Katholiken das Kloster mit Gewalt zurück. In der Folge erneuerten auch die Minoriten ihre Ansprüche auf das Kloster (1668), desgleichen auch die Franziskaner, wodurch ein neuer Rechtsstreit entstand. Beide machten Ansprüche, konnten sich aber nicht rechtfertigen, also blieb das Kloster im Besitz des Magistrats. Als der Bau der evangelischen Pfarrkirche beendet war, schickte auf Anordnung des Oberamtes der Oberamtsrat Herr von Planken ohne weitere Anfrage an den Magistrat aus dem Dorotheen-Kloster aus Breslau einige Brüder nach Neumarkt. Die selben fanden hinreichend Arbeit zur Wiederherstellung der äußerst beschädigten Kirchen- und Klostergebäude. Im Jahre 1694 baten sie die Fürsten und die wohlhabenden Besitzer um eine Beisteuer zu einem neuen Kirchenbau, und 1777 begannen sie mit dem Aufbau des Klosters. Sie erbauten es von unten auf, völlig massiv, 2 Stockwerke hoch und mit 2 Flügeln. Im unteren Stock befanden sich die Sakristei, ein großes und ein kleines Refektorium, eine Küche und Küchenbehältnisse nebst verschiedenen Zellen für die „Fratres officiales“. Im oberen Stockwerk war das Guardianat, aus drei Zimmern bestehend, dann die Zimmer der „Patres“ längs der Mittagsseite her und an der Morgenseite das Klostergelände mit einigen Zimmern. Da die Güter verkauft waren, und kein Fond mehr vorhanden, so war den Mönchen eine Sammlung im Lande gestattet, wozu ihnen die ganze Gegend um Błogau, Schwiebus, Winzig, Wohlau usw. angewiesen wurde, wovon sie sich bequem ernähren konnten. Auch war

ihnen das Brauen ihres eigenen Haustrunks erlaubt. Hinter dem Konventhause befand sich ein großer Garten, der heutige Pfarrgarten. Im 19. Jahrhundert wurden außer der Klosterkirche und dem kleinen Brauhäuschen die übrigen Gebäude zu Schulzimmern umgebaut. Den südlichsten Teil richtete man zum Pfarrhaus ein. Später wurde der östliche Klosteranbau abgebrochen. In der Klosterkirche finden wir noch heute an der Südseite eine eingemauerte Tafel mit folgender lateinischer Inschrift:

„ALTARE HOC
OMNIPOTENTI DEO
SS. VIRGINIS MARIAE
DOLOROSAE ERECTUM
PRIVILEGIO QUOTIDIANO
PERPETVO AC LIBERO PRO OMNIBUS
DEFUNCTIS AD QUOSCUNQUE
SACERDOTES VIGORE BREVIS
BENEDICTI PAPAE XIV
DIE IV OCTOBRES MDCCL
INSIGNITUM ATQUE
A MINISTRO
GENERALI ORDINIS DIE X MENSIS
MARTIJ MDCCL III
DESIGNATUM.“

Übersetzung: Dieser Altar des allerheiligsten Jungfrau und Schmerzensmutter Mariae ist Gott dem Allmächtigen errichtet worden, und mit einem bauernnden, täglichen und uneingeschränkten Privileg, das jedem Priester für alle Verstorbenen zukommt, kraft des Breve (Erlaß, Verordnung) des Papstes Benedikt XIV. am 4. Oktober 1750 ausgezeichnet und vom Generalminister des Ordens (Minoriten) am 10. März 1753 bekräftigt worden.

Allgemeines vom Kreise Neumarkt.

(Fortsetzung)

Folgende Chaussees mit einer Gesamtlänge von etwa 280 km sind im Kreise Neumarkt vorhanden:

1. Breslau — Berliner-Chaussee (ehemalige Provinzialchauffee)
2. Kohlenstraße Maltzsch — Wültschkau — Dambritsch — Waldenburg (ehem. Provinzialchauffee)
3. Kreischauffeen: Deutsch Bissa — Muckerau — Gr. Dresfa — Brandtsch — Auras.

4. Deutsch Bissa — Marschwitz — Bilgen — Kl. Bresa.
5. Nippen Krampitz — Saara.
6. Gr. Heibau — Ninkau — Saabor — Belkau — Antegnitz.
7. Lampersdorf — Radlau — Ninkau.
8. Rammendorf b. N. — Bisdorf — Bruch.
9. Neumarkt — Oberstephansdorf — Breitenau — Seeborf bezw. Ober-Stephansdorf — Schlaupe — Kobelnick.
10. Neumarkt — Falkenhain — Camöse — Malsch — Koitz (Kreis Liegnitz)
11. Saara — Leuthen — Lobetin — Dnerkwitz — Polsnitz.
12. Neumarkt — Krinitz — Rackschütz — Canth.
13. Canth — Landau — Rammendorf b. C. — Bellau.
14. Neumarkt — Diehdorf — Pitschen — Kostenblut — Pohlisdorf — Mettkau — Schweidnitzer-Kreisgrenze.
15. Kostenblut — Weicherau.
16. Kostenblut — Gr. Peterwitz — Polsnitz.
17. Zieserwitz — Rackschütz — Illnisch — Puschwitz — Kreisgrenze Richtung Schalkau (Kreis Breslau).
18. Pitschen — Tschammendorf — Terschendorf — Obermoiß — Eisendorf — Körnitz (Kreis Striegau).
19. Lohnitz — Peicherwitz — Mäswitz.
20. Diehdorf — Buchwald — Obsenbors — Striegauer Kreisgrenze bei Hulm
21. Dambritsch — Liegnitzer Kreisgrenze Richtung Schützendorf.

Wie viele klagen heute über schlechte Wege und unzureichende Eisenbahnverbindungen. Halten wir uns doch immer vor Augen, wie unsere Väter vor 100 Jahren reisten. Eine treffliche Schilderung finden wir in dem Buche: „Hundert Jahre in Wort und Bild.“ Eine Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts herausgegeben von Dr. S. Stephan. Berliner Verlagsanstalt „Pallas“ (Ernst Leonhard) 1899. Dort heißt es: Es erscheint dem modernen Menschen kaum möglich, daß im Frühjahr und Herbst die Straßen mit so bodenlosem Kot bedeckt waren, daß es oftmals 20 und mehr Pferde bedurfte, um einen einzigen Postkarren aus dem Dreck zu ziehen. Die allgemeine Lage des Personenverkehrs vor hundert Jahren wird durch nichts besser charakterisiert, als durch Schilderungen von Zeitgenossen, die über den elenden Zustand der Straßen und des Fuhrwerks klagen, keine andere Remedur jedoch dagegen wissen, als den Rat, sich mit „christlicher Geduld und guter Selbstkonstitution zu wappnen“, was zu den unentbehrlichsten Requiritten eines „ordentlichen Passagiers“ gehöre.

Höchst bezeichnend ist die Schilderung eines Reisenden, der gezwungen war, von Schwäbisch-Gmünd nach Ellwangen zu fahren. Die Entfernung zwischen diesen beiden Orten wird heute vom Kurierzug der Württembergischen Staatsbahn in 50 Minuten durchmessen. Der Reisende, ein wohlhabender

Mann, ging in Gesellschaft seiner Frau und ihrer Magd am Montag Morgen, nachdem er am Tage zuvor in der Johanniskirche „für glückliche Erledigung vorhabender Reise“ eine Messe hatte lesen lassen, aus seiner Vaterstadt ab. Er bediente sich eines zweispännigen sogen. „Planwägelchens“. Noch bevor man eine Wegstunde zurückgelegt und das Dorf Hussenhöfen erreicht hatte, blieb das Fuhrwerk im Rote stecken, daß die ganze Gesellschaft aussteigen und „bis über die Rute im Dreck plitschend“ den Wagen vorwärts schieben mußte. Mitten im Dorfe Löblingen fuhr der Knecht mit dem linken Vorder- rad unversehentlich in ein Mistloch, daß das Wägelchen überkippte und die Frau Eheleibste sich Nase und Backen an den Planreisen jämmerlich zerschund. Von Mögglingen bis Aalen (ungefähr 10 Kilometer) mußte man 3 Pferde Vorspann nehmen und dennoch brauchte man 6 volle Stunden, um den letztgenannten Ort zu erreichen, wo übernachtet wurde. Am anderen Morgen brachen die Reisenden in aller Frühe auf und langten gegen Mittag glücklich beim Dorfe Hopfen an. Hier aber hatte die Reise einstweilen ein Ende, denn 100 Schritte vor dem Dorfe fiel der Wagen um und in einen Gumpen (Pfühe) daß alle garstig beschmutzt wurden, die Magd die rechte Achsel auseinanderbrach und der Knecht sich die Hand verstauchte. Zugleich zeigte sich, daß eine Radachse gebrochen und daß ein Pferd am linken Vorderfuß gelähmt war. Man mußte also zum 2. Male unterwegs übernachten, in Hopfen Pferde und Wagen, Knecht und Magd zurücklassen und einen Leiterwagen mieten, auf welchem die Reisenden „ganz erbärmlich zusammen- geschüttelt“ am Mittwoch um Bepferläuten in Ellwangen anlangten.

Wahs fremde war, versleugt für Spreu im Winde;
Wahs heimlich blib, hältst de im Härze warm,
Du tußt dermitte wie mid annem Kinde,
Wie anne Mutter schleppst de's uf em Arm
Und singst em deine eegnen Kindertreeme —
Jedwedes Liedel reimt sich uf „derheeme“. —

Karl von Holtei.

Mitteilungen. Da dauern Nachbestellungen auf früher erschienene Heimatblätter vorliegen, ist an einigen Nummern Mangel. Nr. 3 ist gänzlich vergriffen. Ungebrauchte Nr. 3 werden zurückgekauft.

Der Herausgeber.